

Heißes Herz, kühler Kopf

In Deutschland gilt das Charisma als Risiko, als Einfallstor des Populismus – Julia Encke plädiert in ihrem Essay „Charisma und Politik“ für mehr Leidenschaft in der Demokratie

VON JENS HACKE

Leidenschaft oder Charisma sind nicht unbedingt naheliegende Begriffe, um das gegenwärtige politische Führungspersonal der Bundesrepublik oder benachbarter europäischer Demokratien zu beschreiben. Sicherlich, die kulturkritische Klage über Technokratie, das Regime des Sachzwanges und die Politikverdrossenheit ist über die Jahre derart konstant geblieben, dass man darin schon wieder ein stabilisierendes Element der repräsentativen Demokratie sehen kann. Immerhin erscheint friedliches Desinteresse und der bürgerliche Rückzug ins Private verträglicher als ein Übermaß an politischer Leidenschaft. Doch gerade der müde Bundestagswahlkampf 2013 rief schmerzhaft in Erinnerung, dass nicht Parteiprogramme, sondern in erster Linie politische Führungsfiguren Mobilisierung und Integration bewerkstelligen. Was nützt die zutreffende Einsicht, dass viele gesellschaftliche, fiskalische und sozialpolitische Fragen der Klärung bedürfen, wenn Persönlichkeiten fehlen, die anstehende Aufgaben zu ihrer Sache, mithin ernstzunehmende Alternativen für den Bürger sichtbar und wählbar machen.

Charisma lässt sich nicht antrainieren, es ist für die Ratgeberliteratur unerreichbar

Welche Eigenschaften muss ein Politiker mitbringen, um „die Menschen draußen im Lande“ (H. Kohl) zu erreichen? Wann lässt sich in der Sphäre des Politischen wirklich von Charisma sprechen? Die Kulturjournalistin Julia Encke macht diese Fragen zum Ausgangspunkt eines ebenso geistreichen wie unterhaltsamen Essays, der eine wichtige Einsicht Max Webers noch einmal ins Zentrum stellt: Charisma entsteht nur im Wechselspiel politischer Begabung und gesellschaftlicher Umstände. Es ist nichts, das antrainierbar oder auszubilden wäre, wie die Ratgeberliteratur zur Persönlichkeitsoptimierung suggeriert, sondern bildet sich in einer Konstellation aus atmosphärischen Bedingungen, psychosozialen Stimmungen und kollektiven Sehnsüchten.

Für Encke gibt es keinen Grund mehr, sich vor politischen Charismatikern zu fürchten. In aufgeklärten demokratischen Gesellschaften sind die Chancen für populistische Menschenfänger gering. Ein Blender von der Harmlosigkeit eines Karl Theodor zu Guttenberg verschwindet von der Bildfläche, nicht nur weil er der Hochstapellei überführt, sondern weil schnell klar wurde, dass er politisch keine substanzielle Botschaft zu versenden hatte. Sein Appeal beruhte auf zur Schau gestelltem adäquatem Manierismus und den Trivia inszenierter Homestories, denen eine politische Öffentlichkeit zunächst auf den Leim ging. Enckes Analyse dieses Charisma-Bluffs zählt zu den besten Passagen eines an Einsichten reichen Buches.

Zum positiven Exempel politischen Charismas kürt die Autorin Barack Obama. Wenn sich die Hoffnungen an politische Inhalte und Überzeugungen knüpfen, die der amerikanische Präsidentschaftskandidat glaubwürdig verkörperte, dann werden Kräfte aktiviert, die den politischen Alltag transzendieren. Freilich bleibt das Charisma eine fragile und vergängliche Ressource, deren Veralltäglichsung zur Entzauberung führt. Es verblasst, sobald die politischen Ergebnisse keinen Vergleich mehr mit den einst geweckten Erwartun-



Charisma ist eine fragile und vergängliche Ressource: Barack Obama spricht, Kalifornien 2013.

FOTO: AFP

gen aushalten. Der Charismatiker hat nicht nur „das gewisse Etwas“, er muss in der Lage sein, die ihm verfügbare politische Energiezufuhr virtuos zu nutzen – in manchen Fällen für Entscheidungen, die gegen die kurzfristigen Interessen der Wähler und das Kleinklein der Interessensverbände durchsetzbar werden. Ein solches charismatisches Momentum attestiert die Verfasserin Gerhard Schröder und Joschka Fischer, die innen- und außenpolitische Weichenstellungen – Agenda 2010, Kosovo-Einsatz, Irak-Krieg – wirkungsvoll zu Charakterfragen stilisierten. Allerdings bieten die rotgrünen Veteranen ein Exempel dafür, wie rasch sich jedes Charisma mit dem Amtsverlust verflüchtigen kann. Anders als der Alterscharismatiker Helmut Schmidt, dessen noch so unsinnige Äußerungen über China und Russland stets auf Gehör stoßen, haben die Achtundsechziger ihren Nimbus als *elder statesmen* mit dem Übergangswellen Wechsel in die Wirtschaft rapide verspielt.

Es scheint also, wie Schmidts Verwandlung vom ersten Angestellten der Republik zum Orakel von der Elbe nahelegt, neben dem politisch-dynamisierenden Charisma eines Führungspolitikers auch eine nach-

trägliche, durch geschichtliche Erfahrung beglaubigte Charismatisierung zu geben. Sie hat freilich weniger mit politischer Leidenschaft als mit musealer Verehrung zu tun, die einen Kontrast zur profanen Gegenwart inszeniert. Ob jede Personalisierung von Politik gleich mit dem Charismabegriff befrachtet werden muss, daran lassen Enckes Ausführungen zur Grünenpolitikerin Petra Kelly und Piratin Marina Weisband zweifeln. Zwar stilisierte sich Kelly zur Jeanne d'Arc der Friedensbewegung, aber ihr Eingespinnensein in eigene Angst und ihre leidenschaftliche monothematische Fixierung führte sie ins Abseits. Und war Weisband nicht eher eine Medien-Sternschnuppe als ein charismatisches Phänomen?

Enckes Plädoyer für mehr Leidenschaft in der Politik, ihre Positivierung des Charismabegriffs ist durchweg sympathisch. Man möchte ihr darin zustimmen, dass Begeisterung und Emotionalisierung ihren Platz verdienen in einer Demokratie, die genügend Möglichkeiten für kritische Kontrolle bietet. Aber die charismatische Flaute der Gegenwart ist vermutlich auch zeittypischen Vermeidungsstrategien geschuldet, keine politische Polarisierung

zuzulassen und klaren Alternativen auszuweichen. Eine Konsenskultur nimmt Abstand von Charismatikern, vermeidet rhetorische Volten, überspielt Krisen und fährt auf Sicht. Der politische Visionär, dem der Alterscharismatiker Schmidt bekanntlich den Gang zum Arzt empfahl, taugt kaum als Erlösungshoffnung. Politiker erlangen charismatische Statur nur dann, wenn sie für Inhalte eintreten, die in einer lebendigen Bürgergesellschaft auf Resonanz stoßen. Dann kann mit „Leidenschaft und Augenmaß“ (M. Weber) gestritten werden. Mit Julia Encke sieht der Leser künftige Vitalisierungsschüben der Demokratie freudig und intellektuell gerüstet entgegen.



Julia Encke: Charisma und Politik. Warum unsere Demokratie mehr Leidenschaft braucht. Carl Hanser Verlag, München 2014. 176 Seiten, 17,90 Euro.

Schreiben in Zeiten des Internets

Wie entstehen Monografien, die man lesen will?

In Berlin wurde neulich über das Thema „Geist im Buch“ konferiert. Es ging um die Frage: Welche historische Karriere hat die von Akademikern geschriebene Monografie? Und wie können sie heute ihr Publikum erreichen? Die SZ sprach darüber mit den Organisatoren der Tagung, dem Germanisten Carlos Spöhrhase (Berlin) und dem Historiker Caspar Hirschi (Zürich).

SZ: Gibt es eine Krise des geisteswissenschaftlichen Schreibens?

Carlos Spöhrhase: Eher eine Krise des Lektorats. Es gibt nur noch wenige Verlage, die wie Suhrkamp, Hanser oder Beck bereit sind, einen langen wissenschaftlichen Text sorgfältig durchzuarbeiten. Bei vielen akademischen Verlagen könnte man vermutlich auf der ersten Seite schreiben, dass man seinen eigenen Verlag miserabel findet, und das würde so gedruckt.

Caspar Hirschi: Im deutschsprachigen Raum gibt es eine Krise der Monografie als Publikationsform der Geisteswissenschaften, und das hat damit zu tun, dass hier die projektformige Drittmittelforschung nach naturwissenschaftlichem Vorbild am weitesten getrieben worden ist. Viele Professoren sind zu Forschungsmanagern geworden, die keine Zeit mehr für ein eigenständiges Buch haben.

Als die amerikanische Literaturwissenschaftlerin Martha Woodmansee bei einem Besuch in Berlin kürzlich erfuhr, dass deutsche Geisteswissenschaftler keinen konsequenten Unterricht in Ausdruck und Stil erhalten, war sie bestürzt. Spöhrhase: Nun, sie würden gern bessere Texte schreiben. Aber Lehre, Drittmittelforschung und Selbstverwaltung fressen mehr Zeit als früher. Es geht übrigens nicht nur darum, sich einem nicht-akademischen Publikum zu öffnen, sondern erst einmal darum, dass sich die verschiedenen Disziplinen untereinander wieder lesen können. Lektoren haben ja auch die Funktion, die Geisteswissenschaftler untereinander gesprächsfähig zu halten.

Spöhrhase: Nun, sie würden gern bessere Texte schreiben. Aber Lehre, Drittmittelforschung und Selbstverwaltung fressen mehr Zeit als früher. Es geht übrigens nicht nur darum, sich einem nicht-akademischen Publikum zu öffnen, sondern erst einmal darum, dass sich die verschiedenen Disziplinen untereinander wieder lesen können. Lektoren haben ja auch die Funktion, die Geisteswissenschaftler untereinander gesprächsfähig zu halten.

Gibt es nicht auch das Risiko, dem Publikum gegenüber zu viele Konzessionen zu machen, die zu Lasten der wissenschaftlichen Genauigkeit gehen?

Spöhrhase: Das Risiko gibt es. Aber gewisse Positionen müssen doch überhaupt erst für ein größeres geisteswissenschaftliches Publikum interessant gemacht werden. Später kann man die Dinge immer noch wieder komplexer machen. Das Buch ist ja nicht das letzte Wort.

Hirschi: Die Verachtung des Populären ist eine sehr deutsche Geisteshaltung und trägt zum verquasten Stil vieler Autoren bei. Anderswo gilt: Die höchste Gattung ist die, die zugleich für Spezialisten und für interessierte Laien aufschlussreich ist.

Bringt das denn nicht vor allem Stars hervor, deren Erfolg auf Kosten weniger gut vernetzter Akademiker geht?

Hirschi: Vielleicht, aber diese Stars können für ihr Fach viel bewirken. Ein Buch wie etwa Christopher Clarks „Die Schlafwandler“ verhindert ja keine anderen Bücher. Es stellt sie höchstens in den Schatten.

Warum sprechen wir eigentlich gerade über Bücher, ohne das Internet zu erwähnen?

Hirschi: Weil die Probleme, um die es geht, älter sind als das Internet. Die Digitalisierung bietet keine Lösung für das Problem, wie wir bessere, sorgfältiger gestaltete Texte herstellen. Die traditionelle Stärke der Geisteswissenschaften liegt darin, Argu-

ment und Ästhetik zu verbinden. Diese Stärke bewahrt man mit einem Lektorat, nicht mit einem Peer-Review-Verfahren. In den Medien wird derzeit gerne jedes Problem der Digitalisierung zugeschrieben. Das ist nicht hilfreich.

Aber verändert nicht der Trend hin zu Open Access die Wissenschaftslandschaft durchaus fundamental?

Hirschi: Doch, aber er erschärft Probleme, die vorher da waren. Wenn Verlage Texte publizieren, ohne ins Lektorat oder Layout zu investieren, stellt sich schon die Frage, warum man sie nicht gleich selbst online stellt. In Open Access könnte auch ein produktives Drohpotenzial liegen: weil Verlage wieder einen konkreten Mehrwert anbieten müssen, um nicht aus dem Publikationsprozess zu verschwinden.

Spöhrhase: Diese Entwicklung könnte auch unser Gespür für die verschiedenen Kanäle und Formate schärfen: Welchem Text etwa wäre am besten damit gedient, als Datei unter fünf, sechs Spezialisten zu zirkulieren, ohne gedruckt werden zu müssen? Der Publikationsdruck, der auf allen Wissenschaftlern lastet, sorgt aber dafür, dass auch Unfertiges veröffentlicht wird. Es gibt die Selbsttäuschung, dass die Publikation in einem Sammelband etwas ganz anderes wäre, als den Artikel an die paar Leser zu verschicken, die ihn brauchen und auch einschätzen können, was er taugt. Als würde ein magischer Akt stattfinden, sobald der Text keine Word-Datei mehr ist.

Nötigt die Digitalisierung die Geisteswissenschaften also gerade, eigene Traditionen zu überdenken?

Spöhrhase: Die Digitalisierung sorgt für eine Irritation: Wir stellen fest, dass uns die Funktionen der tradierten Formate des Publizierens auch schon lange vorher nicht mehr so richtig klar gewesen sind: Wie gehen wir mit unseren Ergebnissen um? Wie

„Argument und Ästhetik zu verbinden – das ist die Stärke der Geisteswissenschaften.“

können wir dafür sorgen, dass diese Ergebnisse geschätzt werden und sich nicht darauf beschränken, Stellfläche in den Bibliotheken zu beanspruchen? Die University of Chicago Press verkauft achtzig Prozent ihrer Bücher an private Kunden, die dafür ihr eigenes Geld aufwenden. Das ist ein gutes Qualitätskriterium: Ist jemand bereit, für dieses Buch 30 Euro auszugeben?

Ist dieses Marktargument in Kontinentaleuropa nicht diskreditiert?

Hirschi: Nein! Die geisteswissenschaftlichen Publikumsverlage sind meist, ganz anders als die naturwissenschaftlichen Großverlage, keine kapitalistischen Gewinnmaximierer auf Staatskosten. Das Marktargument ist für sie ein Qualitätsargument: Weil sie Bücher verkaufen müssen, investieren sie in sie – und ziehen damit gute Autoren an. Suhrkamp und Gallimard haben nicht umsonst ein höheres Renommee als andere Verlage. Deshalb wäre es das schlimmste Szenario, wenn die Publikumsverlage dem Strukturwandel zum Opfer fallen würden. Sollten ausgerechnet die Verlage überleben, die weniger Qualität und Dignität haben, würde das auch der Reputation der Geisteswissenschaften schaden – und ihren Lesern.

INTERVIEW: FELIX STEPHAN

Licht und Schatten zu Füßen von Bäumen

Lob des Stils, Kult des Details: Vladimir Nabokovs „Vorlesungen über russische Literatur“ in einer neuen, reichhaltigeren Ausgabe

Ebenso berühmt wie die Bilder, in denen Vladimir Nabokov auf Schmetterlingsjagd geht, sind die Anekdoten, in denen er als Dozent in Amerika auf die Jagd nach den Details in den großen Werken der Weltliteratur geht. Den Kollegen, der gerade einen Kurs über Shakespeare machte, fragt er nach den Namen der drei Hunde des Königs Lear, und in seinen Semesterklausuren hatten die Studenten nur dann eine Chance, wenn sie zumindest einige Gegenstände aus der Handtasche Anna Kareninas aufzählen und Emma Bovarys Augen, Hände, Sonnenschirm, Frisur, Kleid und Schuhe beschreiben konnten. Der schlechte Leser, lehrte Nabokov, identifiziert sich mit den Figuren der Romane, lässt sich von ihren Ideen oder denen des Autors blenden. Der gute Leser achtet auf die Bilder, den Stil und die Struktur eines Textes und kommt so dem Autor auf die Schliche. Der beste Leser war unzweifelhaft Vladimir Nabokov selbst, der Professor, aus dem der mit allen literarischen Wassern gewaschene Autor sprach. Soweit die Mythologie. Und nur zur Frage, was es mit dem Kult der Details auf sich hat.

Kaum war Nabokov 1940 in Amerika angekommen, hatte er begonnen, Vorlesungsmanskripte zu erarbeiten. Im Herbst 1941 erhielt er eine feste Anstellung am Wellesley College an der Ostküste. 1948 wurde er außerordentlicher Professor an der Cornell University, bis zum Welterfolg seines Romans „Lolita“ (1958) war er auf diese Unterrichtsstätigkeit als Einnahmequelle angewiesen. Dass bis Anfang 1959, als er die Universität verließ, die Zahl seiner Studenten stetig angewachsen war, verdankte er seinem Kurs 311-312, „Masters of European Fiction“, in dem er Jane Austen, Flau-

bert, Robert Louis Stevenson, Proust, Kafka, Joyce und Thomas Mann behandelte. Auch über Puschkin, Gogol, Tolstoi und Tschechow hatte er anfangs in diesem Kurs gesprochen, ab 1952 aber einen eigenständigen Kurs 325-326 „Russische Literatur in englischer Übersetzung“ angeboten. Nabokov selbst, der 1977 starb, hat seine Vorlesungen nicht publiziert. Aus dem Nachlass stellte der Philologe Fredson Bowers 1980 und 1981 zwei Bände – einen zur europäischen und einen zur russischen Literatur – zusammen, die 1984 auch auf deutsch erschienen, jeweils unter dem Titel „Die Kunst des Lesens“. Im Rahmen der großen Nabokov-Werkausgabe hat nun deren Herausgeber Dieter E. Zimmer für das deutsche Publikum eine revidierte und neu übersetzte Ausgabe der „Vorlesungen über russische Literatur“ herausgebracht.

Zimmer erläutert nicht nur die unübersichtliche Überlieferungsgeschichte der Manuskripte, er korrigiert auch zahlreiche editorische Entscheidungen der amerikanischen Ausgabe. So hatte Bowers Passagen aus Nabokovs Buch „Nikolaj Gogol“ (1944) abgedruckt, das in der deutschen Werkausgabe seit 1990 vorliegt. Sie sind hier durch vier bisher unpublizierte Vorlesungsmanskripte über Gogol ersetzt. Auch die drei Vorlesungen über Michail Lermontow waren bisher unveröffentlicht. So ist diese deutsche Ausgabe reichhaltiger als die amerikanische und deren damaliges deutsches Pendant. Sie ist eine willkommene Gelegenheit zur Wiederbegegnung mit dem Literaturkritiker Nabokov.

Das Lob des Stils und des Elfenbeinturms, die Abdichtung der nur sich selbst verpflichteten Kunst gegen ihre Indienstnahme aus der Perspektive des Historikers

oder des Soziologen kann man auch in der Vorlesung über „Madame Bovary“ finden, aber in den „Vorlesungen über russische Literatur“ kommt etwas anderes hinzu. Hier spricht aus dem Literaturkritiker unüberhörbar der von der Oktoberrevolution aus der Heimat vertriebene Exilant, der seinen amerikanischen Studenten die russische Prosa-Literatur bis 1917 als ein untergegangenes Großreich vorstellt, an dessen Stelle



Vladimir Nabokov (1899-1977).

FOTO: KEYSTONE/GETTY IMAGES

die Dürre des sozialistischen Realismus in der Sowjetunion getreten ist. Nabokovs Grundformel, „dass Literatur kein Muster aus Ideen, sondern aus Bildern ist“, gibt hier ihre polemische Grundrichtung zu erkennen. Sie bringt nicht nur die luziden Kommentare zu den Wahrnehmungsdeutungen und zur Zeitstruktur in „Anna Kareni-

na“ hervor, die physiognomischen Beobachtungen zum „frischen“ Stil in Lermontovs Roman „Ein Held dieser Zeit“, zu den Passagen der „Toten Seelen“, in denen Gogol „das hin und her huschende Muster von Licht und Schatten zu Füßen von Bäumen oder die Farbspiele bemerkt hat, die das Sonnenlicht mit dem Blattwerk veranstatet“. Nabokovs Kult der Details bringt auch die Aversion gegen Figuren hervor, deren Gedanken ausführlicher beschrieben werden als ihre Kleidung, die sich den Maßstäben nicht fügen, die er im Blick auf Flaubert und Tolstoi gesetzt hat. Im Zentrum dieser Aversion steht wie in zahllosen Nabokov-Anekdoten auch in diesen Vorlesungen Fjodor Dostojewski. Er ist nicht lediglich einer der vielen Autoren von Cervantes über Balzac und Henry James bis zu Pasternak, Thomas Mann und William Faulkner, die Nabokov gern mit Invektiven bedacht hat. Dostojewski ist bei Nabokov der Vorzeichen der totalitären politischen Systeme des zwanzigsten Jahrhunderts, mit ihm beginnt „das ideologische Gift“ die russische Literatur zu zersetzen. Kaum ist das Verdikt über ihn gesprochen, er sei trotz seiner slawophilen Obsessionen über die Nachahmung westlicher Modelle wie des Schauerromans, des empfindsamen Romans und des Kriminalromans nie hinausgekommen und seine Tendenz zur „melodramatischen Sentimentalität“ habe ihn zum Autor ohne Stil werden lassen, folgen die Sätze: „Stalin liebte Babys. Lenin schluchzte in der Oper, vor allem bei La Traviata.“ Nabokov-Leser sind in der Regel Nabokov-Bewunderer. Darum wird nur selten erörtert, warum der Literaturkritiker Nabokov sein wichtigstes Instrument so selektiv handhabt. Dieses Instrument war

ANZEIGE

Literaturbeilage

Die große Literaturbeilage Kinder- und Jugendbuch. Morgen in Ihrer Süddeutschen Zeitung.

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung

der Stellenkommentar, das „close reading“ der „himmlischen Details“. Es entsprach perfekt seiner Literaturauffassung. Brillant ist Nabokov, wenn er mit diesem Instrument seine Helden erörtert, Puschkin und seinen „Eugen Oegin“, Gogol, Tolstoi und Tschechow. Allenfalls eine Schwundstufe seiner Aufmerksamkeit auf das Detail lässt er Dostojewski zukommen, von dem er allenfalls das frühe Werk „Der

Doppelgänger“ halbwegs gelten lassen kann – und das ist ein „Imitat“ Gogols. „Bei Dostojewski finden wir Allgemeinheit statt spezifischer Charakterzüge“ heißt es in der Vorlesung über die „Aufzeichnungen aus einem Kellerloch“. Eine intensive Suche nach Details kann diesem Satz nicht zugrundeliegen, nur findet man sie in den Romanen Dostojewskis eher in den Gesten, Bewusstseinszuständen und wechselnden Färbungen fiebriger Halluzinationen. Nabokov begnügt sich hier aber mit eher kursorischen Lektüren oder hält sich das „Pathologische“ durch resolute Anwendung von Kategorien aus dem psychiatrischen Lehrbuch vom Hals. So werden seine Studenten sich, wenn sie sich von der Dostojewski-Lektüre nicht abhalten ließen, gewundert haben, was alles in dem Wort „Kristallpalast“ steckt, und dass sowohl vom „Doppelgänger“, der sich wie ein Käfer fühlt, wie vom Mann im Kellerloch, der von seinem Wunsch berichtet, ein Insekt zu werden, gewisse Verbindungslinien zu Gregor Samsa in der Erzählung „Die Verwandlung“ des Dostojewski-Lesers Kafka führen, die ihr Lehrer Nabokov allein mit Flaubert und Gogol in Verbindung gebracht hatte. Die Dostojewski-Verachtung Nabokovs kam stets sehr souverän daher. Sie markiert aber die Grenze seiner Literaturkritik, den Punkt, an dem die Polemik gegen die „Allgemeinbegriffe“ und der Kult des Details dogmatisch erstarren.

LOTHAR MÜLLER

Vladimir Nabokov: Vorlesungen über russische Literatur. Hrsg. von Fredson Bowers und Dieter E. Zimmer. Aus dem Englischen von Dieter E. Zimmer. Rowohlt Verlag, Reinbek 2013. 747 Seiten, 38 Euro.